

(Nachdruck verboten.)

17]

## Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Béjard ist mit gesteigerter Aufmerksamkeit um Gina bemüht.

„So sind Sie denn also mit meinem Glück aufs innigste verbunden,“ sagte er nicht ohne Absicht. „Ich freue mich, in dieser „Gina“, die mir gehört und die, wie ich nicht zweifeln, ihrem Namen Ehre machen wird, ein klein wenig von Ihrer Person wieder zu finden. Die Engländer, unsere großen Lehrmeister in allen Handelsdingen, haben den Schiffen die Auszeichnung zu theil werden lassen, sie mit den Frauen in Verbindung zu bringen. Für sie haben alle Dinge ohne Unterschied den sächlichen Artikel, nur die Schiffe gehören dem schönen Geschlecht an . . .“

„Ich komme mir neben der imposanten Matrone da recht klein und unansehnlich vor,“ antwortete Gina lachend. „Es erscheint mir kaum glaublich, daß ich sie über das Taufbecken gehalten haben soll, es sieht wahrhaftig eher danach aus, daß sie mich in ihren Schutz nimmt. Und deshalb war ich auch vorhin so aufgeregt. Ich habe wirklich die Fassung verloren, es wurde mir schwarz vor den Augen — — —“

Herr Dobouziez, der ob des Erfolges seines Töchterchens in freigebigster Laune ist und der im übrigen stets darauf bedacht ist, sich dem Brauche anzubequemen und sich vor der Oeffentlichkeit nicht knauserig zu zeigen, hatte den Aufseher der Arbeitskolonne rufen lassen und überreichte ihm fünf Louisdor mit den Worten: „Hier haben Sie ein kleines Aufgeheiß. Vertheilen Sie das Geld unter Ihren Leuten und legen Sie es in Getränke an!“

„Na, so was!“ knurrte Saint-Jardier dem neben ihm stehenden Béjard ins Ohr. „Die Kerle können sich so schon kaum noch auf den Beinen halten. Ich würde ihnen ein anderes Trinkgeld geben! Sie sollten mal sehen, wie ich Montags meine Arbeiter nüchtern zu machen pflege!“

Nachdem die „Gina“ einige Drehungen und Manöver ausgeführt hatte, um sich den Kennern und Neugierigen, die hier versammelt waren, im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, wendete sie und dampfte dem Hafen zu. Dort machte sie am Quai an dem für sie bestimmten Platz fest, um ihre Ausrichtung zu vollenden, ihre Besatzung, die Ladung und die Passagiere an Bord zu nehmen. Der Verabredung zwischen Rheder und Kapitän entsprechend sollte das neue Schiff in acht Tagen seine erste Ausreise antreten.

Dupoissy, den der mäßige Erfolg seiner Verse arg verschmipft hatte, war mit dem gefüllten Champagnerglas an das Wasser herantreten und sah die Umstehenden mit dem Aufmerksamkeit heischenden Blick eines Artisten an, der sich anschickt, einen neuen Trick auszuführen.

Aller Augen wandten sich ihm zu. Der Mann aus Sedan hatte die Zeit dazu bemerkt, Glas auf Glas hinterzustürzen und sich einen kleinen Schwips anzutrinken und erinnerte sich plötzlich der Eheschließung des Dogen mit dem Adriatischen Meer und der altheidnischen Opferpenden, die man dem Ozean darbrachte, um sich Neptun und Amphitrite geneigt zu machen.

„Möge dieser Bacchustrank, den ich dem Beherrscher der Wogen spende, unserer herrlichen „Gina“ der Elemente Schuld erkaufen.“

Er sprach's, neigte sich, erhob sich in edler Pose auf einem Bein und schüttete den Inhalt des Glases in den Fluß. Dabei wäre der dicke Mann aber um ein Haar mit ins Wasser gefallen, wenn ihn Bergmans nicht noch im letzten Augenblicke am Rockschöß zu packen gekriegt hätte. Die Zuschauer gaben durch Beifallklatschen und fröhliches Lachen ihrer Freude über den vergnüglichen Zwischenfall lauten Ausdruck.

„Unser Barde scheint wahrhaftig die Absicht zu haben, in der Schelde ein Bad zu nehmen,“ scherzte Frau Vanderling.

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Dupoissy, die alten Götter der Schelde wollen augenscheinlich von Ihrer Parodie ihrer Opferbräuche nichts wissen,“ bemerkte Bergmans spöttisch.

„Freilich, freilich, ich bin ja ein profaner Eindringling, ein Fremder! Was?“ gab der angebliche Tuchfabrikant spit still

jeden Dankes seinem Retter zur Antwort. „Es ist ja wohl nur dem reinblütigen Antwerpener erlaubt, die altüberlieferten Bräuche wieder ins Leben zu rufen?“

„Wenn Sie's so verstehen wollen, meinethwegen!“ erwiderte Bergmans lächelnd. Die Herrschaften rüsteten sich zum Aufbruch und bestiegen die Wagen, die sie nach der Stadt zurückbrachten.

Für den Nachmittag war für das Arbeiterpersonal ein Ball auf dem Werftplatz in Aussicht genommen.

„Gnädiges Fräulein werden doch gewiß auch an der Belustigung der braven Leute theilnehmen?“ wandte sich Bergmans schüchtern an Regina.

Sie zog verächtlich das Mäulchen schief und antwortete: „Pfui, das werde ich hübsch bleiben lassen! Für Volksbeglucker Ihrer Art schickt sich das, nicht aber für mich. Für Sie wäre Laurent just der rechte Mann!“

„Wer ist das?“

„Ein sehr entfernter Vetter von mir — entfernt im eigentlichen und bildlichen Sinne des Wortes, denn er befindet sich zur Zeit ein paar Hundert Meilen von hier in einer Erziehungsanstalt — der, wie Sie, dem gemeinen Volk besondere Aufmerksamkeit schenkt. Nur kann er weder wie Ihr Freund Marbol die Entschuldigung geltend machen, das Gefindel zu malen und sich dafür Geld bezahlen zu lassen, noch hat er wie Sie die Aussicht, einmal Präsident der Republik und freien Stadt Antwerpen zu werden!“

Mit aller Absichtlichkeit hatte sie Paridael zum Vergleiche herangezogen, um Bergmans mit dem Schüler in eine Parallele zu stellen, die in ihren Augen wenigstens eine arg verlesende Bedeutung hatte. Sie trug es Bergmans nach, daß er sich während der ganzen Feierlichkeit so gut wie gar nicht um sie bekümmert und sie die ganze Zeit mit Béjard allein gelassen hatte.

„Zwischen unseren Anschauungen und Gefühlen bestehen nun einmal Gegensätze, die uns wie ein Abgrund trennen,“ dachte Doer. „Ich will gewiß das Unmögliche versuchen, ihn zu überbrücken. . . . Sie ist doch verständig genug, und ich zweifle auch nicht, daß es ihr im Grunde nicht an Ehrlichkeit und gerechter Urtheilskraft fehlt, und wenn sie mich liebte, würde es mir unschwer gelingen, sie für meine Lebensarbeit und mein Lebensziel zu interessieren. Ich würde sie gewiß zu einer treuen Bundesgenossin erziehen. Ja, wenn sie mich nur liebte! Denn trotz all ihrem närrischen Hochmuth, ihrer dünkelfhaften Prozigkeit und ihren Vorurtheilschranken bin ich der Meinung, daß sie in diese Gesellschaft nicht hineinpaßt. Sie ist mehr werth als ihre Eltern, oder hat wenigstens das Zeug, sich zu höherer Vollkommenheit zu entwickeln. Schade, daß ich unfähig bin, mit den geldmächtigen Bewerber zu konkurriren, die ihr beständig den Hof machen!“

X.

Wieder war ein Jahr ins Land gegangen. Laurent erhielt endlich die Erlaubniß, für einige Wochen in die Heimath zurückzukehren. Dobouziez unterwarf ihn einem summarischen Examen, aus dem unweigerlich hervorging, daß der Junge es sich mehr als je hatte angelegen sein lassen, gerade die Gegenstände zu bevorzugen, auf die der Vormund am allerwenigsten Werth legte, oder sie in einer Weise zu pflegen, die den Ansichten des praktischen Kaufmanns schnurstracks entgegenlief. So hatte er beispielsweise statt sich mit neueren Sprachen zu beschäftigen, deren Kenntniß für einen Handelskorrespondenten ein unbedingtes Erforderniß ist, über allerlei albernem literarischen Hirngespinnst gebrütet.

„Herr, du meine Güte,“ polterte Vetter Guillaume, „als wenn nicht schon gerade genug dummes Zeug in französischer Sprache geschrieben würde!“

Laurent war ein hochaufgeschossener, stämmiger Bursche geworden mit rothen Pausbäden und glatt zurückgestrichenem Haar, der sich einer geradezu pöbelhaften Gesundheit erfreute. Aber diese robuste Gestalt, diese plumpe und urwüchsige Physiognomie war die trügerische Außenform, die ein vielgestaltetes, überaus eindrucksfähiges Innenleben verbarg. Ein überquellendes Liebesbedürniß, eine blühende Einbildungskraft, ein leidenschaftliches Temperament und ein Herz, das laut für Gerechtigkeit und Wahrheit schlug, das waren die Grundelemente seiner Wesensart. Seine nach außen zur

Schau getragene Gleichgiltigkeit, die in einer unübertwindlichen Schüchternheit und einer langsamen und schwerfälligen Sprech- und Ausdrucksweise ihre Ergänzung fand, stand in argem Mißverhältnis zu dem fast krankhaft gesteigerten Sinnenleben und der nervösen überempfindlichen Sensibilität. Es war ein wahrer Lavaström heißer Begierden und schwermüthiger Regungen, der unter der erstarrten Oberfläche brodelte.

Schon von der frühesten Kindheit an waren in Laurent's Charakter selbstame und widerspruchsvolle Züge hervorgetreten, die die Eltern mit Sorge für die Zukunft erfüllt hatten. Die Vorahnung der Prüfungen, die ihm das Schicksal vorbehielt, machte den Eltern den Spätgeborenen nur noch theurer. Aber außer den geliebten Angehörigen, denen Blutsgemeinschaft und Nachempfindungsvermögen die verborgenen Schätze in der Seele des Kindes enthüllten, war kaum einer, der Laurent nach Verdienst gewürdigt hätte. Es ließ sich nicht leugnen, daß auch die schärfste Beobachtungsgabe an dem Jungen zu schanden werden mußte, der jeder Annäherung auswich und durch sein Neüßeres wahrlich nicht für sich einnahm. Entweder hinderten ihn falsche Scham und Schüchternheit, den Ueberschwang seiner Gedanken und Gefühle überhaupt laut werden zu lassen, oder wenn er es ja that, so geschah es in Worten, deren übertriebene Festigkeit weit über das Ziel hinausging, das Herkommen und Brauch gesetzt haben.

So konnte es gar nicht fehlen, daß Laurent stets falsch oder gar nicht verstanden wurde. Die Besten und Helläugigsten täuschten sich bei der Beurtheilung seines Charakters oder nahmen an der zügellosen Begeisterung und der bis zum Neüßersten gehenden Schroffheit seiner Ausführungen Vergerniß. Solch maßlosen Wallungen überschäumender Festigkeit folgte dann unvermittelt der Rückschlag seelischer Niedergeschlagenheit. Kein Wunder, daß Laurent unter seinen Mitschülern keinen Freund fand. Er wäre gewiß der Prügeljunge der Anstalt geworden, wenn seine hagebüchernen Fäuste die rauschustigen Kameraden nicht in Schach gehalten hätten.

Der vorzeitige Tod der Seinigen hatte zwar nicht dazu beigetragen, ihm das Leben zu verleiden, wohl aber hatte er seitdem gelernt, es nach seiner Weise aufzufassen. Er war immer schweigsamer und verschlossener geworden. Wie er jeder Zumuthung, die man an seine opferfreundige Hingabe und an sein Hartgefühl stellte, gern und willig Folge leistete, so war er auch für jedwede schwärmerische Idee leicht Feuer und Flamme und würde unter gewissen Umständen dem Laster ein Züßprecher geworden sein und das Verbrechen verherrlicht haben. Je nach den Umständen konnte er ein Märtyrer oder ein Mörder, vielleicht auch beides zugleich werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ausstellung der Neo-Impressionisten

ist in dem neuen Kunstsalon von Keller und Reiner\*) am Sonnabend eröffnet worden. Damit ist zum ersten Male in Berlin eine moderne Richtung der Malerei in ihren ursprünglichen Vertretern zu sehen, die den Anspruch erhebt, durch ihre Technik über jede frühere Richtung hinausgekommen zu sein. Eine solche Ausstellung erfordert eine andere Betrachtungsweise als die üblichen. Sie will historisch beurtheilt sein, und es kommt darauf an, ihren Platz in dem Entwicklungsgang der modernen Malerei festzustellen.

Das Ziel, das zu erreichen die modernen Maler unablässig gerungen haben, ist: den unmittelbaren Eindruck, den wir von der Natur empfangen, auch im Bilde wiederzugeben. Vor allem galt es, die perspektivische Vertiefung, in der uns die Dinge in der Wirklichkeit erscheinen, so darzustellen, daß man vor einem Ausschnitt aus der Natur, in dem der Blick durch den Rahmen wie durch ein Fenster in weite Fernen geht, und nicht vor einer bemalten Leinwand zu stehen meint. Das wesentliche Mittel für den modernen Maler, diesem Ziel näher zu kommen, war von vornherein die Farbe. Durch scharfe Beobachtung und Betonung der Nebenwerthe, der unendlich feinen Variationen, welche die Lokaltöne durch das Spiel der Luft und des Lichts erfahren, gelang es, den gesuchten Eindruck in immer gesteigertem Maße zu erzielen. Eine Schwierigkeit aber stellte sich diesem Streben entgegen: die Leuchtkraft und der Glanz der Farben, also das Schönste, was der Malerei zu Gebote steht, schwand in demselben Maße, als die einzelnen Farbentöne reicher nuancirt wurden. Man kam schließlich dahin, daß ein eintöniges Grau die Grundfarbe in allen Bildern wurde. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Bild der Natur keineswegs mehr entsprach, da deren Farben unter dem Lichte der Sonne eine außerordentlich viel höhere Leuchtkraft besitzen als die der Palette, die Freude des Malers an den

vollen Farben ließ sich nicht auf die Dauer in dieser Weise unterdrücken. Die letzten Jahre brachten eine entschiedene Reaktion gegen das Grau, die vielfach auf Kosten der mühsam errungenen Naturwahrheit mit kräftigen leuchtenden Farben arbeitete.

In diesem Zusammenhang ist die neue Richtung, der Neo-Impressionismus, einzuordnen. Was er erstrebt, ist die höchste Steigerung von Licht und Farbe. Er will sie erreichen durch eine prismatische Farbenzerlegung. Mit einer wissenschaftlich durchgebildeten Theorie tritt die neue Richtung auf, die sich auf die Thatfachen der Physik und Physiologie stützt. Paul Signac, einer der Besten unter diesen Malern, hat sie in dem kürzlich erschienenen Heft des „Pan“ auseinandergesetzt.

Die Neo-Impressionisten bringen nicht den fertigen, gemischten Farbenton auf die Leinwand, sondern sie analysiren ihn und setzen die einzelnen Elemente, aus denen er sich zusammensetzt, Lokalfarbe, Beleuchtungsfarbe, Reflexfarbe u. s. w., getrennt auf die Leinwand. In der Nähe betrachtet, weisen ihre Bilder nichts als scheinbar wirre Haufen von Farbensfleden auf. Es bleibt der Reizhaft des Auges überlassen, diese Einzelfarben zu einem Gesamtbilde zusammenzusetzen. Sie nützen die physiologische Thatfache aus, daß auf der Reizhaft kein optischer Eindruck in seiner Wirkung auf den Raum beschränkt bleibt, den seine Lichtwellen gerade treffen, sondern daß er auch auf die benachbarten Theile übergreift und die in diesen gerade vorhandenen Farbenempfindungen modifizirt. Natürlich empfängt diese Stelle auch eine Rückwirkung, und so werden bei räumlich so eng begrenzten optischen Eindrücken wie den Farbensfleden Mischungsprozesse hervorgerufen, deren Resultat eine einheitlich farbliche Empfindung ist. Dieser Prozeß tritt um so deutlicher in die Erscheinung, je kleiner jeder auf der Reizhaft getroffene Fleck ist. Sieht man ein solches Bild ganz aus der Nähe, so erscheint jeder einzelne Pinselstrich in seiner Besonderheit, da die Stelle, die die von ihm hervorgerufenen Lichtwellen auf der Reizhaft bedecken, relativ groß ist; tritt man zurück, so werden die Bilder der einzelnen Stellen auf der Reizhaft kleiner und kleiner und der Mischungsprozeß vollzieht sich immer vollständiger.

Mit dieser physiologischen Grundlage ist die Theorie der Neo-Impressionisten natürlich nicht erschöpft. Sie haben auch im einzelnen bestimmte Anschauungen über die Farbenverhältnisse. Sie wägen die einzelnen Elemente gegen einander ab und bedienen sich des Kontrastes der Komplementärfarben als des wichtigsten Ausdrucksmittels, sie fordern — und das ist für die Farbmischung von großer Wichtigkeit, — daß die Größe der einzelnen Farbensfleden in einem wohl abgewogenen Verhältnis zur Größe des Bildes selbst steht, so daß für jedes Bild je nach der Größe ein bestimmter Abstand der günstigste ist. Sie wollen, daß Linie und Farbe zusammenwirken und daß beide sich zu harmonischer Wirkung im Bilde vereinen. Signac schreibt den Linien wie den Farben Ausdrucksfähigkeit zu: er verlangt z. B., daß aufsteigende Linien, die Freude ausdrücken, sich mit warmen, hellen Tönen, fallende dagegen, die Trauer verkünden, mit dunklen Tönen gesellen.

Man wird sich darüber klar sein müssen, daß diese Farbenanschauung durchaus nicht etwas absolut Neues, sondern nur die konsequente Fortentwicklung von im Keime längst vorhandenen Tendenzen ist. Einmal ist es eine alte Erfahrung, daß die Farben um so trüber werden, je mehr der Maler sie mischt, und daß klare, leuchtende Nuancen nur durch völlig reine Farbstoffe herausgebracht werden können. Was ist es sonst anderes, das die Maler dazu treibt, mehrfachen Uebergehen derselben Stellen auf der Leinwand zu vermeiden und möglichst à la prima herunterzumalen! Andererseits ist das starke Blau der Schatten schon jedem aufgefallen, der moderne Bilder gesehen hat. Sie entspringen demselben Prinzip: Da man die durchdringlichen blauen Töne der Schattenpartien nicht mit der notwendigen Klarheit wiedergeben konnte, wenn man sie mit dem Lokaltönen gemischt darstellte, so zog man sie heraus und gab sie gesondert, steigerte sie auch wohl in ihrer Intensität. Die neue Richtung dehnt diese Technik nur auf alle Farben aus. Signac ist sich dessen auch durchaus bewußt; er bemüht sich sogar, die Verbindung mit der früheren Entwicklung herzustellen.

Eine andere Erwägung scheint dagegen einen schwerwiegenden Einwand darzustellen. Bisher und gerade in der modernen Malerei wird ein besonderer Nachdruck darauf gelegt, daß die Technik ihren eigenen Bedingungen entspreche; das Arbeiten mit dem Pinsel erfordert eine breite, große Strichführung, und nur schwächliche Künstler können an mühsamer spitzpissiger Strichelei Gefallen finden. Je sülber die Pinselhebe auf der Leinwand „sitzen“, um so bewundernswerther scheint uns die Technik des Malers. Die Feinheit der Strichführung giebt den Bildern besondere künstlerische Qualitäten, und diese fallen bei der neuen Technik ganz fort. Hat der Maler einmal die für den Eindruck bestimmenden Farbelemente in der darzustellenden Natur erkannt, so braucht er sie nur auf die Malfläche zu übertragen. Diese rein technische Seite wäre also eine mechanische Thätigkeit und von Kühnheit, von Virtuosität der Technik nicht mehr zu reden. Selbst wenn dies stimmte — auf die künstlerische Wirkung käme es schließlich doch allein an; ließe sich so eine stärkere Wirkung erreichen, so würde dieses Opfer nicht zu groß sein. Eine genauere Betrachtung der Bilder zeigt aber, daß auch bei ihnen von einer rein mechanischen Thätigkeit nicht die Rede sein kann. Zunächst handelt es sich um Farbensfleden, nicht um Punkte, und diese sind mit so mannigfachem Wechsel in den Lagen, mit einer so feinen Variation in den Nuancen von Strich zu Strich hingeworfen, daß man auch

\*) Potsdamerstr. 122. Die Ausstellung ist auch am Sonntag von 11—3 Uhr geöffnet. Eintrittspreis 50 Pf.

bei dieser Technik die Arbeit des Pinsels als solche bewundern muß.

Die künstlerische Wirkung der Bilder ist aber das entscheidende Kriterium für ihre Beurtheilung. Sie ist außerordentlich. Es sind Bilder unter den ausgestellten, die durch die Leuchtkraft und die Sättigung ihrer Farben alles, was die Malerei bisher hervor gebracht, weit hinter sich lassen. Nicht alle Bilder sind natürlich von gleichem Werth. Uebrigens ist auch die Gruppe der Neo-Impressionisten in den fünf Künstlern, die Bilder gesandt haben, nicht vollständig vertreten; vor allem fehlen die Bilder des Begründers der Technik, Georges Seurat, und von Henry van de Velde, der sie vielleicht für seine Kollektiv-Ausstellung zurückgehalten hat. Von den in der Ausstellung vertretenen Künstlern vermögen auch Peitjean und Croz nicht besonders zu fesseln. Für die stillen Waldwinkel und die badenden Jungfrauen, die der erstere darstellt, scheint die anspruchsvolle Technik zu schwer; die Wirkung, die er erzielt, ließen sich sehr gut auch auf dem gewöhnlichen Wege erreichen. Zu einem intimen Bilde bringt er es in dem Porträt eines jungen Mädchens, das in zarten rothen und blauen Tönen gemalt ist. Unklar in der Raumwirkung, übertrieben und hart in den Farben sind die Landschaften von Croz; nur in einigen Strandscenerien sind ansprechende farbige Momente. Auch bei Luce ist man nicht überzeugt, daß die neue Technik die einzige für ihn mögliche Ausdrucksweise ist, obgleich er sie, stark gemildert, für die mannigfachsten Motive anwendet, für Straßenscenen und Landschaften wie für Interieurs. Eine schöne Farbigeit in sonst auch gekamter Art ist ihr Vorzug.

Dagegen erheben sich zwei der Neo-Impressionisten weit über das gewohnte Mittelmaß. Paul Signac, der schon erwähnte Theoretiker der Gruppe, und van Rysselberghe. Es ist nicht möglich, die Schönheit der Landschaften Signac's auch nur annähernd mit Worten deutlich zu machen. Sie liegt in dem herrlichen Kolorit, das bei ihm eine Leuchtkraft und eine Differenzirung erreicht hat, die mit der leisesten Nuancirung unendlich viel auszudrücken weiß. Es sind einfachste Motive: Hafenscenerien in Abendbeleuchtung, ein mächtiger Baum, der gegen den purpurn schimmernden Abendhimmel steht, ein Gebäude im Schneetreiben, das ist alles. Und diese Bilder wirken wie Farbenträume. Wie der Abendhimmel alle Schattirungen vom Goldgelb zu lichterem Grün durchläuft, wie die leichten Wolken in rosigem Gluth strahlend dahinziehen, wie das alles flirt und flimmert, während auf den Uferbergen drüben schon die blauen Schatten des Abends liegen, wie das ganze Bild in dem leise bewegten Wasser verklärt, eine Nuance tiefer wiederlehrt, das ist von einer unendlichen Feinheit und einem überwältigenden Reichthum. Und auf dem Bilde des Schneetreibens ist alles in einem köstlichen Blaugrau, nur hier und da leuchtet ein wenig Rothgrau auf — ein Bild voll tiefer Schwermuth. Wieder ein anderes ist ein Bild der Kraft: Tiefblaue Wolken ballen sich am Himmel, über das Wasser fährt ein erster scharfer Nis und giebt den kurzen Wellen einen stauffarbenen Schimmer, und aus der Mitte heraus leuchtet die noch von der Sonne getroffene gelbe Häuserreihe am Ufer. Das alles ist rein durch die Farbe gegeben, es fehlt den Bildern die Erdenfestigkeit; sie wirken wie glänzende Trambilder der Wirklichkeit, nicht wie die Wirklichkeit selbst.

Van Rysselberghe ist fester, wohl auch etwas kühler und raffinierter. Seine Bilder wirken schneller, stärker, geschlossener, und eins von ihnen bedeutet gewiß einen erreichten Höhepunkt moderner Kunst. In jedem Bilde erscheint er anders. Er hat es auch allein vermocht, diese Technik für Interieurbilder überzeugend anzuwenden, in dem großen Bilde einer Geigerin und in dem kleineren eines Mädchens in olivgrünem Kleide. Es ist wunderbar, wie aus den Farbensfäden in einiger Entfernung das Bild eines Gesichtes von zarter Farbe, belebt durch ein feines Spiel von Reflexlichtern, entsteht. Ein geradezu verblüffendes Bild ist das des Malers Signac, der in seinem Segelboot am Steuer sitzt. Nur das untere Ecken des Segels ist noch zu sehen, aber man fühlt, wie es zieht; und auf dem Wasser, das man nur in dem kleinen Raum zwischen Großbaum und Bootrand sieht, tanzen tausend glühende Sonnenentpfen. Etwas von der überschäumenden Lust, die das Spiel der Lichter auf dem bewegten Wasser an einem klaren Sommertage in uns hervorruft, ist in das Bild übergegangen. Und dann malt Rysselberghe wieder eine Strandlandschaft, ganz in den zarten, ruhigen Tönen des Abends, wenn die Sonne hinabgetaucht ist und nur noch ein schwacher Abglanz am Himmel steht. Sein größtes Bild aber, auf das wir schon hindeuteten, stellt badende Frauen am Strande einer Meeresbucht dar. Wieder ist Abendbeleuchtung. Die Sonne wirft rosige Gluthen über die Szene. Frauen, halb oder ganz entkleidet, lagern in wohliger Ruhe auf dem Strande, eine steigt aus dem Meere, andere tummeln sich noch im Bade. Wieder schimmert der Wasserpiegel in bezaubernden Farben. Wie diese schönen Körper unter den Strahlen der Sonne roth glühen, wie sich die warmen Töne mit den kalten blauen Schatten mischen, das ist von einer nie zuvor erreichten Lebendigkeit. Man fühlt die Luft, die diese Gestalten umschwebt.

Oskar Kühler

## Kleines Feuilleton.

Der Sieg der Kleinen. (Nachdruck verboten.) Der große Niesenbazar an der Ecke des Marktplazes und der Breiten Straße war eröffnet. Ganz Lämmerstadt hatte sich satt gegafft und viel

gekauft. Die kleinen Gewerbetreibenden waren verzweifelt. Selbst der „Lämmerstädter Anzeiger“, der während der letzten Wochen seine neutrale Haltung unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeföhrt hatte, mußte den großen Erfolg zugeben.

Nach einigen Wochen jedoch begam der Zulauf im Bazar nachzulassen. Die Krämer schöpften wieder Muth. Nur zwei, welche die beiden Nachbarläden des Bazars innegehabt hatten, verkauften ihre Geschäfte an zwei junge Leute aus der Residenzstadt, und zwar zu sehr günstigen Bedingungen. Die beiden Anfänger brachten wieder Leben in den Markteich. Täglich ließen sie eine seitenlange Annonce im „Anzeiger“ los, die ihre Spitze hauptsächlich gegen den Niesenbazar richtete. Dieser antwortete mit einem zweifseitigen Inserat. Der Besitzer des „Anzeigers“ rieb sich die Hände. Die Lämmerstädter spitzten die Ohren und stürmten die beiden kleinen Kaufläden, in denen mit bewundernswerther Mithrigkeit stets die Artikel, die der Bazar brachte, um 10 und 20 pCt. billiger verkauft wurden. Die Pleite des Bazars war nur noch eine Frage der Zeit. Und richtig, ein halbes Jahr später, konnte der „Anzeiger“ die für niemand mehr überraschende Meldung bringen, daß der Niesenbazar mit dem geistigen Tage in den Besitz der beiden jungen Anfänger übergegangen sei, und daß sie in den alten und neuen Räumen ihre reellen und bewährten Geschäftsprinzipien weiter zur Geltung bringen würden. „Gut ist damit jedenfalls bewiesen“, schloß der Anzeiger, „daß der intelligente und strebsame Kleinhändler den sogenannten „Kaufhäusern“, die nur auf ihr Kapital pochen, noch immer gewaltig überlegen ist“. Die Lämmerstädter theilten diese Ansicht durchweg und drängten sich seitdem begeistert und ohne weitere Gewissensbisse Tag ein, Tag aus in den weiten Räumen des Niesenbazars. Die Hälfte der Kleinändler schloß ihre Läden.

Der bisherige Besitzer des Bazars packte gleich nach der Geschäftsübergabe seine sieben Sachen. Es hieß, daß er in einer anderen Kreisstadt, ganz am Ende der Provinz, einen neuen Bazar eröffnen wolle. Er that es auch, hatte aber wieder Pech, da kurz darauf zwei schneidige, junge Kaufleute aus der Residenz sich in den Nachbarläden festsetzten. So erging es ihm noch viermal. Da feste er sich zur Ruhe und lebte einen schönen Tag, den er sich als thatsächlicher Eigentümer von sechs gut gehenden Provinzbazaren nun wohl leisten konnte.

## Musik.

— Zwei Konzerte verdienen ein Voransprechen vor unseren Wochenbericht. Am Montag wurde Brudner's Symphonie Nr. 5 B-dur von den Philharmonikern unter Nikisch als Neuheit angeführt und errang einen großen Erfolg, mag dieser auch noch keinem Hineinhören des Publikums in diese ungewohnte Kompositionsweise entsprungen sein. Brudner's Musik will ohne Anspruch auf Melodien, auf unzählige Rhythmen, auf Figurationen und auf klare Eintheiligkeit gehört sein und verlangt ein gespanntes Verfolgen der zahlreichen, in allerlei Wendungen mit einander verflochtenen Motive sowie ein Herausfühlen der reichen Kombinationen von Stimmungen, zumal der Verbindung „gelehrter“ Schulmeisteri mit naiver Kindlichkeit und hellem Humor. Die Philharmoniker brachten das auf einen ganz besonders prägnanten Vortrag angewiesene Werk und namentlich die gewaltige bis zum Eintritt eines zweiten (Wlech-) Orchesters geführte Steigerung des Schlusses wirkungsvoll heraus. Sie vollführten damit wieder ein Stück „Rettung“ eines angeblich verkannten und in der That lange verkannt gewesenem Gemus, für den jedoch seit 1 bis 2 Jahrzehnten in einer Weise Värm geschlagen wird, daß einem derart ungerechten Parteitreiben entschieden entgegengetreten werden muß. Herr Nikisch kann ganz wohl wissen, was unseren Konzertprogrammen außerdem noch fehlt. — An jene Kovität schloß sich der Vortrag von Beethoven's Violinkonzert durch Herrn Wurmeister. Unsere Freude insbesondere über den idealisirten Ton, mit dem der Künstler spielte (wir hörten nur den 1. Satz) sagt bei seiner Beliebtheit wohl nichts Neues.

Eine Streichquartett-Gesellschaft, die Amsterdamer Professoren, führte sich am 22. Oktober im Saal Bechstein neu ein. Sie spielen, wie es jetzt überhaupt Mode zu werden scheint, mit so zarter Zurückhaltung und so „klassischer“ Keuschheit, daß die Plastik und manchmal selbst die Deutlichkeit leidet; namentlich gilt dies vom ersten Geiger, Herrn Cramer, der doch wahrlich mehr loslegen könnte. Mit dieser Einschränkung aber konnten wir uns über das meisterhafte Zusammenspiel, über den vollendet schönen Klang der Streicher und zuletzt über Herrn Nisler, der — nach Haydn D-dur und Beethoven F-moll — in Schumann's Klavierquintett den Klavierpart mit kräftigem, in diesem Verhältniß wohl zu kräftigem Ausdruck spielte, nur auf's lebhafteste freuen. — sz.

## Archäologisches.

kg. Von sehr bemerkenswerthen archäologischen Funden in Nordafrika machte Gaudier in der Academie des Inscriptions zu Paris Mittheilung. In verschiedenen Stellen sind dort große römische Mosaiken gefunden worden, die in das Museum von Vardo (in Tunis) übergeführt wurden. Die wichtigste derselben wurde in einer römischen Stadt in Tunis, in Medina entdeckt. Es ist eine Art von figürlichem Katalog für die Meer- und Flußschiffahrt etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., dargestellt auf einem mächtigen Mosaikpflaster in der Form eines Kreuzes. In den einander gegenüberliegenden Ecken des Kreuzes entsprechen sich einmal die Darstellungen eines Meer- und eines liegenden Flußgottes, das andere Mal zwei Küstenland-

